

Über Grenzen

Ein volkskundlich-soziologischer Grenzumgang
im „europäischen Haus“

Peter F. N. Hörz

Bald ein Jahrzehnt ist seit der Öffnung Ostmitteleuropas vergangen. Das Abkommen von Schengen beschert den EU-Bürgern im Vertragsraum freies Reisen und im bargeldlosen Zahlungsverkehr ist die Euro-Währung bereits in Kraft. Doch über das Verschwinden der Grenzen will nicht nur Freude aufkommen. Während sich nationale Trennlinien verwischen und eine Entwicklung verläuft, die man als „Globalisierung“ bezeichnet, werden wieder verstärkt Zäune und Mauern aufgerichtet. Zumindest in Geist und Psyche werden wieder Grenzen gezogen. Zu lange spielten Grenzen in der Geschichte eine zu wichtige kulturelle Rolle, als daß sich die politisch und ökonomisch gewollte Entgrenzung kurzfristig durchsetzen könnte.

Prolog

Der polnische Theologiestudent aus Oberschlesien ist sichtlich erregt: Während der knapp sechsständigen Bahnfahrt mit dem Eurocity ‚Sobieski‘ nach Wien werde man unentwegt von Kontrollen belästigt. Nicht nur, daß das Bahnpersonal aller drei an diesem Zuglauf beteiligten Bahnverwaltungen, der polnischen, tschechischen und österreichischen, nach Fahrkarten und Reservierungsscheinen fragt, nein, vor allem die dauernden Paß- und Zollkontrollen sind es, die dem Gaststudenten an der Wiener Universität zuwider sind: Kaum hat sich der Zug in Katowice in Bewegung gesetzt, erscheint der polnische Trupp: Paßnummern werden mit Fahndungslisten verglichen; ein Zollbediensteter fragt nach auszuführenden Devisen. Der harsche Tonfall der Beamten flößt den Reisenden Respekt ein. Die strengen Falten in den Uniformröcken der Polizisten und der polnische Adler auf den Mützen der Beamten unterstreichen den amtlichen Charakter der Handlung. Auf der polnisch-tschechischen Grenzstation, einem –

wäre da nicht die Grenze – unspektakulären Ort namens Zebražďovice, steigt die Grenzgarde der tschechischen Republik zu. Hier ist es ein gekrönter Löwe mit langen Krallen, der von der Schirmmütze des Grenzgardisten herunter deutlich macht, daß mit Grenzkontrollen nicht zu spaßen ist. Zwei Stunden später, bei der Ausreise aus Tschechien, ein ähnliches Ritual. Der österreichische Grenzdienst schließlich – Außenposten der Europäischen Union – will es ganz genau wissen: Wer fährt wohin, wer nutzt Österreich nur als Transitland, wer benötigt einen Sichtvermerk, wer bringt Zigaretten oder Alkohol mit?

Eine Prozedur, die, den Worten des jungen Theologen zufolge, nicht nur unbequem für die Reisenden, sondern auch noch „überflüssig und sinnlos“ sei. Nach dem Ende der ideologisch bedingten Entzweiung Europas könnten sich die einzelnen Staaten doch wichtigeren Dingen zuwenden, als Touristen, Handlungsreisende, Wissenschaftler und Heimaturlauber mit Kontrollen zu behelligen.

Eine ganz andere „Grenzerfahrung“ hat hingegen ein Wirt aus dem brandenburgischen Lübben gemacht: Seit politische Wende und geöffnete Grenzen den malerischen Spreewald aus seiner geopolitischen Randexistenz gerückt haben, seien hier „nur mehr Polacken unterwegs“, die „wie die Ratten“ in Deutschland einfielen. Als billige Schwarzarbeiter verdrängten die Grenzgänger die Einheimischen vom Arbeitsmarkt und schädigten überdies Fiskus und Sozialversicherungen. Nebenbei – so der ältere Herr aufgeregt – betätigten sich die Polen als notorische Schmuggler, brächten Drogen ins Land und seien überdies die „ärgsten Diebe“. Ganz Berlin sei nach der Grenzöffnung von billigem polnischem Ramsch auf den illegalen Polenmärkten überschwemmt worden. Kein Fahrzeug, nicht einmal die „älteste Rostlaube“, würde die polnische Automafia verschmähen, setzt der Wirt noch nach und zitiert den unvermeidlichen Reim: „Kaum gestohlen, schon in Polen“. Noch schlimmer als die Polen allerdings seien die unzähligen „Fidschis“ und „Zigeuner“, welche seit der Wende allnächtlich schwimmend die Oder durchquerten und anschließend in Deutschland Asyl begehrten ...

Grenzen haben also, dies wird am Tenor der beiden Äußerungen deutlich, für unterschiedliche Personenkreise in unterschiedlichen geographischen Regionen und verschiedenen sozialen Positionen stark divergierende Bedeutungsqualitäten. Sind Grenzen einerseits Verkehrshindernisse, welche den Menschen in seiner räumlichen

Bewegungsautonomie einschränken und den Warenaustausch behindern,¹ so bieten bewachte Demarkationslinien und kontrollierte Grenzübergänge andererseits ein hohes Maß an Sicherheit oder vorsichtiger formuliert: Grenzen vermitteln dem hinter (der Eigendefinition jedoch stets *vor*) der Grenze Ansässigen zumindest ein Gefühl der Sicherheit, das dann verloren zu gehen scheint, wenn der abgrenzende Charakter im Abnehmen begriffen ist. Beiden jedoch, dem Grenzen überschreitenden Reisenden und dem Schutz suchenden Einheimischen, ist die Grenze wichtig. Beide haben Anlaß über das Phänomen nachzudenken, es aus der Selbstverständlichkeit herauszuheben und zu thematisieren.

Vielen Reisenden wird die Grenzkontrolle zum ritualisierten Nervenkitzel, zum maßvollen Abenteuer. Zwar rechnet man nicht wirklich mit einer scharfen Kontrolle und ist dennoch innerlich berührt, wenn man in das Nachbarland einreist, sich damit dessen Gesetzen und Gerichtsbarkeit unterwirft und sich – zumindest ein wenig – auf dessen Kultur einläßt.

Dem „Einheimischen“ hingegen ist die Grenze wichtig als Schutzschild gegen die Fremden, welche jenseits der Grenze ansässig sind. Fremde, die Angst machen, wenn sie den eigenen Hoheitsbereich betreten, wenn sie als Konkurrenten die eigene wirtschaftliche und soziale Sicherheit in Frage stellen und ihre kulturellen Charakteristika mit in den als das „eigene Land“ definierten Raum bringen. Andererseits werden alle „Einheimischen“ jenseits der Grenze wiederum zu Fremden und als solche mit Mißtrauen beobachtet, wenn sie das billigere Benzin tanken, die bessere Salami kaufen und sich in des Nachbarn schöner Landschaft breit machen. Alle Menschen sind aus irgendeiner Perspektive „Grenzgänger“, werden von den jeweils Ansässigen als „Fremde“ definiert. „Alle Menschen sind Ausländer – fast überall“, heißt es auf einem Sticker, der das Bewußtsein auf die in jüngster Zeit stark gewachsenen ethno-sozialen Grenzen zwischen Einheimischen und Immigranten lenken will.

1 An den deutsch-polnischen Grenzübergängen warten Lastkraftwagenlenker oft zwischen vierzig und fünfzig Stunden auf die Grenzabfertigung. Zu Ferienbeginn oder -ende sowie an Wochenenden kommt es darüber hinaus auch bei der Pkw-Abfertigung zu außergewöhnlich langen Wartezeiten. Wiederholt haben diese Umstände zu Mißstimmungen zwischen Bonn und Warschau geführt, besonders seit die deutschen Grenzkontrollen infolge des Schengener Abkommens noch erheblich verschärft worden sind.

In ihrem ambivalenten Charakter zwischen Geschlossenheit und kontrollierter Öffnung liegt offensichtlich die Bedeutung der Grenze begründet. Ihre unerlaubte Überschreitung bleibt Tabu; dennoch reizt die Fremdheit, welche man jenseits der Grenze erwartet. Man ist froh, daß sie die eigene Rechtssicherheit und die eigene Handlungsautonomie schützt, schätzt aber zugleich die Möglichkeit, Grenzen zu überschreiten. Wir sind neugierig auf das Fremde jenseits der Grenze und möchten nicht zuletzt vom Anderssein der Nachbarn profitieren.

Für all jene Menschen freilich, welche in den vergangenen vierzig Jahren innerhalb des realsozialistischen ‚Völkerkerkers‘ eingegrenzt waren, hat der Terminus ‚Grenze‘ eine besondere Bedeutungsqualität: Für die große Mehrheit der Tschechen, Ungarn, Rumänen und besonders DDR-Bürger war die Staatsgrenze, umzäunt, vermint oder auch nur markiert und bewacht, gleichbedeutend mit dem Ende der Welt. Selbst zwischen den „sozialistischen Bruderländern“ herrschte nicht immer und überall freie Fahrt.² Kein Wunder, daß nach der ‚Entgrenzung‘ dieser Staaten die Trabis, Skodas und Ladas zu Tausenden ins (westliche) Ausland rollten. Kein Wunder aber auch, daß – nach Jahrzehnten der Gefangenschaft – die neue Offenheit alte Ressentiments offenlegte, neue Unsicherheiten aufkommen ließ und alte Ängste neuerlich schürte.

Den Reisenden regen die Erlebnisse an Grenzen und Grenzübergängen stets zu Erzählungen und zuweilen zu Legendenbildung an: Zahllose Urlaubsberichte enthalten Exkurse über lange Wartezeiten an Grenzstationen, über unfreundliche, höfliche, mißtrauische oder nachlässige Zöllner, über Drogenspürhunde, über den mitgebrachten Schnaps oder die zweifelhafte Identität von Onkel Herbert, der auf dem Paßbild seiner Identitätskarte noch keinen Bart getragen hat.

Ob wahr oder unwahr spielt bei diesen Erzählungen keine Rolle. Entscheidend ist vielmehr, daß die Grenze bei all diesen „modern legends“ den äußeren Anlaß zu ihrer Entstehung bildet und somit offensichtlich Denken und Phantasie anregt.³ Die Grenze also ist mehr als eine gedachte, geodätisch fixierte und völkerrechtlich legitimierte Linie im Raum. Sie scheint vielmehr ein besonderer, emotional befrachteter Ort zu sein, und selbst angesichts der zunehmenden

2 So erschien seit den frühen achtziger Jahren etwa die damalige Volksrepublik Polen den DDR-Machthabern als zu unzuverlässig, als daß ein freier Grenzverkehr zwischen Ostdeutschland und dessen östlichem Nachbarn ermöglicht worden wäre.

3 Vgl. Kromer, Hardy: Grenzen – sagenhaft. In: Jeggler, Utz (Hg.): Zur Grenze. Ethnographische Skizzen. (Ausstellungskatalog). Tübingen 1991, S. 13–18.

internationalen Mobilität, die Teile unserer Gesellschaft auszeichnet, erregt das Überschreiten einer Grenze noch immer die Aufmerksamkeit des Reisenden. Der Grenzübertritt wird – schon der Geschwindigkeitsbeschränkung unmittelbar vor dem Schlagbaum, der Hinweisschilder, Wappen und Symbole wegen – bewußter wahrgenommen, als andere Abschnitte einer Reise.

Schon der Terminus „Grenze“ macht betroffen. Seine Sinnbedeutbarkeit erregt unser gedankliches und emotionales „Engagement“.⁴ Wenn jemand von Grenzen spricht, läßt dies aufhorchen, weckt dies unser Interesse, ungeachtet, ob es sich nun um Staatsgrenzen oder um Grenzen im metaphorischen Sinne handelt. Grenzen beschäftigen unsere Psyche, bestimmen wesentlich unseren Alltag und unser (wissenschaftliches) Denken. Utopisten unterschiedlichster Provenienz forderten immer wieder in der Geschichte den Abbau von Grenzen, beklagten ihre trennende Wirkung. Jean Jacques Rousseau versuchte mit den Grenzziehungen die Ungleichheit der Menschen zu erklären,⁵ und der Anarchist Michael Bakunin definierte den „natürlichen Patriotismus“ als zu überwindende „tierische Tatsache“.⁶ In seinem Gedicht *Grenzen der Menschheit* brachte Goethe die Ohnmacht menschlichen Seins zum Ausdruck. *Grenzen des Wachstums* lautet der Titel der deutschen Ausgabe von Meadows' eindringlicher Warnung vor den Folgen unserer Produktions- und Konsumgewohnheiten. Titel, die signalisieren sollen, daß nicht alle Wünsche und Hoffnungen erfüllbar, alle Wege auf Dauer gangbar seien.

Grenzen – dies zeigt schon ein erster Überblick – spielen im menschlichen (Zusammen-)Leben eine besondere, weit über vermessungstechnische und historisch-geographische Aspekte hinausweisende Bedeutung. Umso erstaunlicher, daß die Menschenwissenschaften ihren Blick bislang selten auf die Grenze gerichtet haben. Erst die Neuordnung des „europäischen Hauses“ – verknüpft mit freudig begrüßten Grenzöffnungen und schmerzhaft-leidvollen neuen Grenzziehungen – hat den Kulturwissenschaften die Grenzen verstärkt ins Blickfeld gerückt.

4 Zu den ‚engagierten‘ bzw. ‚distanzierten‘ Typen der Wahrnehmung, des Denkens und Sprechens vgl. Elias, Norbert: Engagement und Distanzierung. Beiträge zur Wissenssoziologie I. Frankfurt am Main 1983.

5 Discours sur l'inégalité. In: Weigand, Kurt (Hg.): Jean Jacques Rousseau: Schriften zur Kulturkritik. 2. Aufl. Hamburg 1971, S. 190–269.

6 Bakunin, Michael: Gesammelte Werke. Bd. 2. Berlin 1924, S. 18.

Grenzen, Marken und Raine – Begriffe und Bedeutungen

Ogbleich heute überall im deutschen Sprachraum verbreitet, ist der Begriff „Grenze“ nicht deutscher Herkunft. Vielmehr geht dieser zurück auf den altslawischen Ausdruck *grani*, was soviel wie *Ecke* (anderen Quellen zufolge *Eiche*) bedeutet und von welchem sich das russische und polnische *granica* sowie das tschechische *hranice* ableitet.⁷

Im preußischen Ordensland kam der Begriff Grenze im 13. Jahrhundert auf. Es heißt, im Verlauf der jahrhundertelangen Kämpfe des Deutschritterordens gegen dessen östliche Nachbarn sei der Ausdruck den slawischen Sprachen entlehnt worden.⁸ Im 15. Jahrhundert gelangte das Fremdwort weiter nach Westen und wurde in der Folge durch die in Luthers Bibelübersetzung gebrauchte Form *grentze* Bestandteil des gemeindeutschen Sprachgebrauchs. In Österreich finden sich die ältesten Nachweise für die Verwendung des Begriffs im 16. Jahrhundert, wobei damit bis zum 18. Jahrhundert nur die „Außengrenze der abendländischen Welt“, nicht aber die Binnengrenzen des Landes bezeichnet worden sind.⁹

Bevor jedoch das Wort Grenze im deutschen Sprachraum Anwendung gefunden hatte, bezeichnete der Terminus *Mark*¹⁰ ein unwegsames Waldgebiet zwischen den Siedlungsbereichen. Eine klare Scheidelinie zwischen Territorien und Flächeneinheiten wurde mit diesem

7 Der in Kluges Etymologischem Wörterbuch genannten *Ecke* steht eine Erläuterung im Handwörterbuch der deutschen Rechtsgeschichte gegenüber, wonach *granica* im Altslawischen ursprünglich *Eiche* bedeutet hat. Infolge der Verwendung des Baumes als Grenzzeichen sei der Terminus in der Folge für den *Grenzbaum* und schließlich für die Grenze im allgemeinen angewandt worden. Vgl. Kluge, Friedrich: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 17. Aufl. Berlin 1957, S. 269 und Hoke, R.: Grenze. In: Erler, Adalbert, Ekkehard Kaufmann (Hg.): Handwörterbuch der deutschen Rechtsgeschichte. Bd. I. Berlin 1971, S. 1801–1804.

8 In der Form von „an unsrer Granizze“ taucht der Begriff erstmals 1262 in einer Urkunde aus Thorn auf. Vgl. Kluge, Friedrich: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache (wie Anm. 7) sowie: Nonnenmann, Almut: Zum Wort ‚Grenze‘. In: Jeggle (wie Anm. 3), S. 11.

9 Burkert, Günther R.: Die Grenze als landschaftsprägendes Element. In: Kos, Wolfgang (Hg.): Die Eroberung der Landschaft. Semmering. Rax. Schneeberg. (Ausstellungskatalog). Wien 1992, S. 412–413.

10 ... oder vielmehr dessen alt- und mittelhochdeutsche Vorformen *marha* (*marka*) und *marke*.

Terminus in seiner ursprünglichen Bedeutung also nicht gemeint. Vielmehr sind es natürliche Hindernisse, sogenannte *Markscheiden*, welche die begrenzten Räume unterschiedlicher Nutzer voneinander trennen.¹¹

Nur selten wurde in der vormodernen Zeit die Mark zu jener gedachten, geometrisch festgelegten Linie, welche heute für die Grenzziehung charakteristisch ist. Die Mark war vielmehr eine Grenzzone, ein naturräumlicher Pufferbereich zwischen unterschiedlichen Einflußsphären, welche es – angesichts einer nur dünnen Besiedlung – nicht definitiv zu trennen galt. Das flächenhafte Moment, welches dem Begriff ‚Mark‘ zueigen war, läßt auch dessen seit der fränkischen Zeit üblichen Gebrauch in politisch-verwaltungstechnischem Sinne erkennen. Hier bezeichnet die Mark einen an oder vor der Reichsgrenze liegenden, nach militärischen Überlegungen organisierten Verwaltungsbezirk, welcher gleichermaßen alte und neueroberte Territorien umfassen kann.¹²

Zeichen, Rechte, Mythen – die Grenze in der prämodernen Gesellschaft

Solange die besiedelten Territorien nur kleine zivilisatorische Enklaven inmitten einer als wild und furchtbar wahrgenommenen Natur gebildet hatten, mußten die äußeren Grenzen der Siedlungsräume nicht besonders gekennzeichnet werden. Sümpfe und Moore, Wälder, Gebirge und Gewässer begrenzten den Raum, der nur verlassen wurde, wenn äußere Umstände dies unumgänglich machten. Den Rechtsfrieden innerhalb der einzelnen Gemeinschaften garantierten

11 Erler, Adalbert, Ekkehard Kaufmann (Hg.): Handwörterbuch der deutschen Rechtsgeschichte. Bd. III. Berlin 1971, S. 280.

12 Der Mark im politischen Wortsinn kamen gleichermaßen defensive wie offensive Aufgaben zu: Einerseits galt es, den Binnenraum des Reiches nach außen hin zu schützen, andererseits die Reichsgrenze kolonisierend und missionierend vorzuschieben. Darüber hinaus bezeichnete Mark aber auch noch das in Kollektivbesitz einer Gemeinde befindliche Weideland und den gemeinschaftlich genutzten Wald (Allmendland). Vgl. ebd., S. 280–286. Neben der Steiermark und der Mark Brandenburg weisen historische Atlanten für das Hochmittelalter etwa die Mark Lausitz, die Thüringer Mark, eine Nordmark (nördlich von Magdeburg), eine Ostmark (im Bereich des heutigen Berlin), die Mark Zeitz (im sächsisch-böhmischen Grenzgebiet), die Mark Kärnten und die Mark Krain aus.

juristische Regelwerke und Volksüberlieferungen betreffend den Burgfried, den Dorfzaun und „das Haus“, dessen Integrität sich an Tür, Schwelle oder Fenster begrenzt.¹³

Im Inneren der Siedlungsgebiete galt es, die landwirtschaftlichen Nutzflächen den Eigentumsverhältnissen entsprechend zu scheiden. Hier konnte nur selten auf „natürliche“ Grenzen zurückgegriffen werden, so daß eine Markierung der Acker- und Flurgrenzen unumgänglich war. Eine mit dem Pflug gezogene Furche, ein unbebauter Streifen Land zwischen zwei Äckern (Rain), Hecken oder Zäune bildeten im Mittelalter häufig die Grenze zwischen den privaten Nutzflächen einer Gemeinde, welche ihr gesamtes Territorium wiederum durch einen Zaun oder Wall schützte.¹⁴

Als Grenzzeichen wurden allerdings auch schon früh markierte Bäume und Felsen sowie gesetzte Steine genutzt. Typisch für viele Regionen war auch die Kombination von zumindest zwei unterschiedlichen, sinnlich wahrnehmbaren Gegenständen zur eindeutigen Identifikation einer Grenze. So galten vielerorts etwa Baum und Stein, „Stein und Bein“ oder Pfahl und Stein als Grenzzeichen.

Eine andere, differenziertere Variante der Grenzzeichnung bestand darin, unter den Grenzsteinen eine bestimmte Anzahl kleinerer Steine, Tonscherben, Ziegel oder Glasstücke in die Erde zu legen. Bei regelmäßig wiederkehrenden Grenzumgängen prüften vielerorts die sogenannten *Feldgeschworenen*, ein aus fünf oder sieben Männern bestehendes Gremium, Position und Zustand der Grenzsteine.¹⁵ Da die vereidigten Prüfer alleine über die jeweils unter dem Grenzstein befindlichen Zeichen und ihrer besonderen Anordnung Bescheid wußten, war nach diesem Prinzip eine nahezu zweifelsfreie Identifikation der Gemeinde- und Flurgrenzen gewährleistet. In allen Fragen

13 Vgl. auch: Köstlin, Konrad: Sicherheit im Volksleben. Dissertation Universität München. München 1967, S. 65.

14 Das Seitenstettner Zaunrecht unterschied *panfridt*, den Dorfzaun und *gemachtfridt*, den Zaun zwischen den einzelnen Feldern. Je nach den naturräumlichen Gegebenheiten wurden im Mittelalter Hecken, Holzzäune, Feldsteinwälle oder Trockenmauern zur Umfriedung der landwirtschaftlichen Flächen gepflanzt bzw. errichtet. Vgl. Grün, Helene: Hag, Zaun, Gatter und Gatterort. In: Martischnig, Michael (Hg.): Sammeln und Sichten. Beiträge zur Sachvolkskunde. Festschrift für Franz Maresch zum 75. Geburtstag. Wien 1979, S. 175.

15 Die Feldgeschworenen sind in verschiedenen Regionen auch als Gescheide, Umgänger, Märker, Steinsetzer oder Landscheider bekannt.

betreffend Grenzstreitigkeiten kam den Feldgeschworenen richterliche Gewalt zu.¹⁶

Die Bedeutung aller Handlungen, welche in Zusammenhang mit der Setzung und Überprüfung von Grenzzeichen standen, wurde stets durch einen zeremoniellen Charakter unterstrichen. In aller Regel nahm an Grenzumgängen und Zeichensetzungen die ganze Gemeinde teil. Der definitive Ort einer Grenze wurde häufig durch den Ausgang von Hammer- oder Beilwürfen, Hahnenflügen oder Wettläufen und damit die Entscheidungsfindung auf den transzendentalen Bereich verlagert. Zur Gewährleistung einer möglichst langen Gültigkeit der Grenze und zur Schaffung eines nachhaltigen kollektiven Bewußtseins von deren Lage wurde die Setzung von Steinen oft von Handlungen begleitet, welche den Rahmen des Alltäglichen sprengen sollten. Großzügige Geld- oder Naturalspenden für die versammelte Gemeinde oder ein Festmahl sollten den Tatbestand der Grenzziehung im Gedächtnis der Gemeindemitglieder einprägen. Vor allem den Kindern als künftigen Bewußtseinsträgern vom Verlauf der Grenzen sollte deren Festlegung ein unvergeßliches Erlebnis bleiben, weshalb man diese mancherorts beschenkte, oft aber auch am Ort der Grenzsteinsetzung ohrfeigte oder verprügelte.¹⁷

Im Rahmen der mittelalterlichen Rechtsordnung kam dem Schutz der Grenzen eine besondere Bedeutung zu: Grenzzeichen galten als heilig und unverletzlich und genossen höchsten Schutz seitens der Herrschaft. Nur wenige Verbrechen standen unter schärferen Strafen als das Versetzen von Grenzzeichen. Grundsätzlich drohte jedem Grenzfrevler die Todesstrafe, wobei schon das Abhauen von Zweigen eines Grenzbaumes oder das Sitzen auf einem Grenzstein als Verletzung der Integrität der Grenze gelten konnte. Grenzfrevler wurden geköpft oder eingegraben, mit empfindlichen Bußgeldern belegt oder durch Schläge bestraft.¹⁸ Der Übergang von einer durch Wälle oder Zäune unmißverständlich sichtbar gemachten zu einer nur mehr durch Zeichen bestimmten Grenze setzte freilich ein fortgeschrittenes Stadium der Herausbildung des flächendeckenden Gewaltmonopols und ein allgemein verbreitetes Rechtsbewußtsein voraus. Nicht auffälli-

16 Vgl. hierzu: Oeri-Sarasin, Rudolf: Allerlei über Grenzzeichen, Grenzfrevel und Grenzspuk in der alemannischen Schweiz. Basel 1917, S. 14–15 und 29–34.

17 Ebd., S. 15–16.

18 Vgl. hierzu auch: Eckhardt, Karl August (Hg.): Germanenrechte. Bd. 2. Die Gesetze des Karolingerreiches. II. Alemannen und Bayern. Weimar 1934, S. 63.

ge, den Raum sichtbar trennende Bauwerke, sondern lediglich der Sinnzusammenhang zwischen den einzelnen Grenzzeichen und der drohenden Sanktion des Grenzfrevels sicherten im Verlauf der Geschichte zunehmend die Integrität von Grenzen. Symbole und verinnerlichte Rechtsnormen traten an die Stelle von Wall und Befestigung. „Was dem sinnlichen Zeichen abgieng ersetzte die strengere Regel“¹⁹, heißt es bei Jacob Grimm. Ein Satz, der auf die zunehmende Verrechtlichung der Gesellschaft, die fortschreitende Affektregulierung und Langsichtplanung des Menschen an der Schwelle zur Neuzeit verweist.²⁰

Die Bedeutung der Unverletzlichkeit von Grenzen in den vorindustriellen Gesellschaften offenbart – neben dem Blick auf Gesetzeswerke – auch der reiche Fundus an Sagen und abergläubischen Vorstellungen im Zusammenhang mit Grenzstreitigkeiten und Grenzfrevel. Wer die Grenzziehung veränderte, wer seines Nachbarn Erde abpflügte, um seine Anbaufläche zu vergrößern, konnte – so der Tenor all dieser Überlieferungen – nach seinem Tode keine Ruhe finden, mußte in Dämonengestalt umherirren.

Die Ausführlichkeit, mit welcher das mittelalterliche Recht alle Fragen der Grenzziehung und -sicherung erörterte, die Strenge, mit der die Unverletzlichkeit der Grenzen gewahrt wurde, und die Vielfalt der Mythen offenbart die Bedeutung der Kulturerrscheinung „Grenze“ im vorindustriellen Alltag. Woher aber kam die Signifikanz der Grenze im Kontext vormoderner Gesellschaften?

Für die alte Volkskunde waren die Mythen, Rechtsaltertümer und Weistümer, welche die Grenze thematisierten, per se von Interesse und wurden – wenn überhaupt – mit der „Heiligkeit des Grenzzeichens“ begründet, welche nicht weiter hinterfragt wurde. In der jüngeren (post-)volkskundlichen Forschung hingegen hat vor allem die Kulturanthropologin Ina-Maria Greverus an die rechtlichen und mythischen Überlieferungen angeknüpft und hieraus die zentrale These einer angeborenen „Territorialität des Menschen“ entwickelt.²¹

19 Grimm, Jacob: Deutsche Grenzaltertümer. In: Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Berlin 1845, S. 109–142, hier S. 115.

20 Vgl. Elias, Norbert: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. 2 Bde., 17. Aufl. Frankfurt am Main 1992 (zuerst München/Bern 1969), besonders Bd. II., S. 312–341.

21 Greverus, Ina-Maria: Grenzen und Kontakte. Zur Territorialität des Menschen. In: Kontakte und Grenzen. Festschrift für Gerhard Heilfurth zum 60. Geburtstag. Göttingen 1969, S. 11–26.

Aufbauend auf ethnologische Erkenntnisse hat Greverus die Grenzziehung als „eine zu erfüllende Notwendigkeit, ein(en) biologischen Zwang“²² postuliert und das „Eingrenzungsbedürfnis“ des Menschen zum anthropologischen Grundgesetz erhoben.²³

Die Härte der Strafen, welche die Rechtsüberlieferungen für Grenzfrevl vorgesehen haben und der Tenor der Volksüberlieferung weisen zweifellos auf die hohe Bedeutung der Grenze in der vormodernen Gesellschaft hin. Es erscheint jedoch hier die Frage berechtigt, ob der quellenhistorisch nachweisbare Stellenwert der Grenzen alleine bereits ausreicht, um hieraus auf anthropologische Konstanten und biologisch determinierte Verhaltensweisen zu schließen. Doch, läßt sich die Signifikanz der Grenze als der Markierung territorialer Eigentümer nicht vielmehr im Kontext der prämodernen Subsistenzwirtschaft deuten?

In einer Gesellschaft, in welcher der Besitz an Grund und Boden allein ausschlaggebend für das Wohlstandsniveau des sozialen Zusammenhangs des *ganzen Hauses* war, kam der Ordnung der Flächen höchste Bedeutung zu. Die materielle Abhängigkeit von landwirtschaftlichen Produktionsflächen machte die Flurgrenze zu einem Sicherheitsfaktor in einem insgesamt unsicheren Wirtschaftsprozeß.

In einem Produktionszusammenhang, in dem oftmals um jede Ähre gerungen wurde, in dem eine undurchschaubare und unbeherrschbare Natur zuweilen alle Arbeit zunichte machte, bildete die Verfügungsgewalt über den eigenen Boden einen kaum zu unterschätzenden Stabilitätsfaktor.²⁴

Ein hochwertiger Aspekt dieser Regulative bestand in den legislativen Festschreibungen von unerlaubten Grenzübertretungen und Besitzstörungen und deren Sanktionierung. In seiner für die Volkskunde wegweisenden Ortsmonographie zur württembergischen Gemeinde Kiebingen hat Utz Jeggle auf den Zusammenhang zwischen Wirtschaftsform und Grenzziehung, Eigentumsrechten und Zäunen

22 Ebd., S. 13.

23 Ähnlich auch Krockow, Christian Graf zu: Die Grenze als anthropologisches und politisches Problem. In: Schweizer Monatshefte 48 (1968), S. 107–121.

24 Vgl. hierzu auch: Kaschuba, Wolfgang: Lebenswelt und Kultur der unterbürgerlichen Schichten im 19. und 20. Jahrhundert (= Enzyklopädie deutscher Geschichte 5). München 1990, S. 7; obwohl – wie im Titel angedeutet – auf die neuere Geschichte bezogen, erscheint das Zitat für prämoderne Zusammenhänge durchaus zutreffend.

hingewiesen.²⁵ Im dörflich-agrarischen Lebens- und Wirtschaftszusammenhang, in dem der (Flur-)Nachbar immer zugleich Gegner und Partner sein mußte, verringerte die obrigkeitlich garantierte Rechtssicherheit der Grenze die Ansatzpunkte für Konflikte. Die hohe Internalisierung der Grenzrechte, das „Denken in Zäunen und Grenzen“²⁶ war eine, wenn nicht *die* entscheidende Grundlage eines geregelten Zusammenlebens im Rahmen vormoderner Wirtschafts- und Sozialstrukturen.

Integrativer Bestandteil der vormodernen Rechtskonstitution und wichtiges Transportmittel des Rechtsbewußtseins bildeten all die Grenzsagen, welche den Frevler zum Ausgestoßenen, zum ewigen Wanderer machten. Ihnen kam die Funktion zu, das Ordnungssystem „Grenze“ auf der transzendentalen Ebene zu sichern. Sollte der Frevler in seinem irdischen Dasein auch der Sanktionierung entkommen, so drohte ihm doch wenigstens die Bestrafung im Jenseits.

In ihrer Verbindung von räumlichem Ausdruck – Zaun, Mauer, Hecke, Hag, Grenzstein – Rechtswirklichkeit, Brauch und Mythos war die Grenze in der prämodernen Gesellschaft ein wesentlicher Garant von Sicherheit für den Bauern, zugleich aber auch Stütze des sozialen Status quo: Für den Einzelnen wie das Kollektiv als Mittel der Daseinsbewältigung überlebenswichtig, zugleich aber auch räumliches Abbild starrer ständischer Strukturen und sozialer wie räumlicher Immobilität.

Mag sich aus der Historie – wie oben angeführt – auch keine Anthropologisierung des menschlichen Eingrenzungsverhaltens folgern lassen, so darf in diesem Zusammenhang doch zumindest von einer „longue durée“ (Bernard Braudel), also einem über lange Perioden nachvollziehbaren Phänomen, gesprochen werden. Auf Grund ihrer Bedeutung für den Gesellschaftszusammenhang im Kontext der vorindustriell-agrarischen Ökonomie hoch internalisiert, wurde die Grenzkultur zum Fundus des kulturellen Erbes, blieben die Vorstellungen rund um die Grenze über die vormoderne Gesellschaft hinaus präsent. Zu Recht hat Lucien Febvre darauf hingewiesen, daß die meisten Deutungsansätze für das Phänomen zu kurz greifen und

25 Jeggle, Utz: Kiebingen – eine Heimatgeschichte. Zum Prozeß der Zivilisation in einem schwäbischen Dorf (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts 44). Tübingen 1977, S. 114–117.

26 Ebd., S. 115.

zentrale historische Aspekte vernachlässigen.²⁷ Unsere Vorstellungen von Grenzen, die moderne Bedeutungsqualität des Terminus‘ und das „Engagement“, das der Begriff induziert, sind von der archaischen Grenz-Kultur nicht zu trennen. Die Befunde aus den prämodernen, agrarisch strukturierten Gesellschaften jedoch mit zeitgenössischen Phänomenen kurzzuschließen, wäre zu kurz gegriffen.

Die Moderne: Grenze und Nation

Die Grenze in ihrem modernen Verständnis ist nämlich über den Rahmen ihrer eigentumgarantierenden Aspekte hinaus auch eng mit der Genese des Staates im Verlauf der Neuzeit verbunden: War die Vorstellung von territorialer Souveränität im Mittelalter noch kaum entwickelt, so entwickelten die europäischen Rechtsgelehrten seit dem 15. Jahrhundert einen zunehmend präzisen Begriff von staatlicher Hoheitsgewalt. Mit der Durchsetzung zentralistischer Strukturen und der flächendeckenden Monopolisierung der Gewalt, der Erschließung des Raumes und der Verdichtung des Kommunikationsgefüges, wurden im Prozeß der Staatenbildung Grenzen verschoben, neu gezogen, verloren oder gewannen an Bedeutung.²⁸ Waren es bis dahin hauptsächlich die Ackergrenzen gewesen, um deren genaue Markierung und Sicherung Gemeinde und Obrigkeit bemüht sein mußten, so traten nunmehr zunehmend präzise Demarkationslinien zur Trennung der Herrschaftsterritorien an die Stelle der eher vage definierten Mark. „Die Ausbildung des Begriffs der Souveränität im 15. und 16. Jahrhundert, die zunehmende Ausbreitung eines Gefühls nationaler Zugehörigkeit bei den Untertanen der sich stärker organisierenden Staaten“, besonders aber der Einfluß der liberal-nationalen Denker des 18. Jahrhunderts bedingten einen Wandel in der Bedeutungsqualität der Grenzen: Entscheidend für das kollektive Bewußtsein von Sicherheit und stabil gefügter Ordnung war nun nicht mehr

27 Febvre, Lucien: ‚Frontière‘ – Wort und Bedeutung. In: Raulff, Ulrich (Hg.): Das Gewissen des Historikers. Berlin 1988, S. 32. Zuerst erschienen unter dem Titel: *Frontière: Le mot et la notion*. Paris 1928.

28 Zu den vielschichtigen Verflechtungen im Verlauf des Staatenbildungsprozesses und den territorialen Konsequenzen vgl. auch: Hofmann, Hanns Hubert: Grenzen und Kernräume in Franken. In: Franz, Günther (Hg.): *Grenzbildende Faktoren in der Geschichte (= Historische Raumforschung 7)*. Hannover 1969, S. 23–50.

in erster Linie die Trennlinie zwischen Wiesen und Äckern, der das Dorf von der Flur scheidende Etterzaun oder die Stadtmauer. Entscheidend wurde nun das Bewußtsein von der Integrität der die staatlichen Hoheitsgebiete trennenden Grenzen. Für den Einzelnen erforderte dieser Wandel freilich eine erhöhte Abstraktionsfähigkeit, konnte doch die Grenze als sicherheits- und ordnungsstiftendes Element für viele Menschen nicht mehr in deren unmittelbarer Lebenswelt sinnlich wahrgenommen werden. Nicht mehr Stadt- und Burgfried, Türschwelle und Dorfzaun bildeten nun die Umgrenzung eines Friedensraumes, sondern eine oft weit vom Wohnort entfernte Demarkationslinie, die – wenngleich auch militärisch bewacht – nur eine gedachte Linie ist, gewährleistete nunmehr die territoriale Integrität der Gesellschaft. An die Stelle rivalisierender Herrschaftsbereiche und Rechtsgebilde trat der organisierte absolutistische Territorialstaat, dessen Zusammenhalt durch die Armee einerseits, durch ein wachsendes nationales Zusammengehörigkeitsgefühl andererseits garantiert wurde. Georg Simmel spricht in diesem Zusammenhang von den „psychologischen Kräften, die die Bewohner eines solchen Gebiets von einem herrschenden Mittelpunkt her politisch zusammenhalten.“²⁹ Die Kohäsionskraft der modernen Staaten hängt somit nicht primär und nur mittelbar von den geomorphologischen Gegebenheiten und somit von „natürlichen“ Grenzen ab. Entscheidend für die Bildung und Stabilisierung des Staatswesens sind vielmehr die zentripetal wirkenden *seelischen Inhalte*, welche die Menschen innerhalb eines nach außen begrenzten Territoriums miteinander teilen.

Das Nationalbewußtsein als zentraler Aspekt dieser zentripetalen psychologischen Kräfte bedingte erst das Aufkommen der Antagonismen zwischen den benachbarten Gesellschaften und rückte die Grenzen und die Grenzregionen, welchen ein zunehmender, missionarisch gedachter Stellenwert zukam, in ein neues Licht: An den Grenzen finden sich nunmehr die Kristallisationspunkte dessen, was die Nation „im Innersten zusammenhält“. Dort, wo eine – in jüngerer Zeit zwar unbefestigte, jedoch zumindest bewachte – Linie zwei Nationen trennt, wird die Essenz dessen, was die Nation formiert, besonders heftig manifestiert. Weil die Demarkationslinie selten haarscharf

²⁹ Simmel, Georg: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. In: Rammstedt, Otthein (Hg.): Georg Simmel. Gesamtausgabe. Bd. 11. Frankfurt am Main 1992, S. 688. Das Zitat stammt aus dem Kapitel: Der Raum und die räumlichen Ordnungen der Gesellschaft.

trennen kann, was wir mit dem Begriff „Völker“ meinen, weil die Grenzlinie mit den Siedlungsstrukturen nie vollständig übereinstimmt, verbleiben nach jeder Grenzziehung „diesseits“ und „jenseits“ ethnische Minderheiten auf dem jeweils „fremden“ Territorium.

Und eben die Kategorie der Ethnie bestimmte im Verlauf der Moderne (vor allem in Deutschland) wesentlich die Vorstellung von Nationen und deren Grenzen: Anders als etwa Frankreich oder England, deren Staatenbildung sich innerhalb relativ klar gezogener Grenzen hatte vollziehen können und deren nationale Kohäsionskraft vor allem zivil und politisch bestimmt war (*territoriale Nationen*), bedurfte es innerhalb der *ethnischen Nation* Deutschland über lange Zeiträume hinweg stets einer kulturellen Substitution der fehlenden einheitlichen Souveränität.³⁰ In Deutschland fallen „zu keinem Zeitpunkt (...) Volk, Nation, Territorium und Staat so zusammen, wie wir es von der Geschichte Frankreichs oder Englands kennen“,³¹ so daß seit dem Zusammenbruch des römisch-deutschen Kaiserreichs vor allem sprachliche und andere kulturelle Merkmale zu einer Begründung deutscher Einheit herangezogen worden sind.³²

Als Folge der nationalen Demütigung durch Napoleon, besonders aber aus der spezifischen sozialen und politischen Situation heraus, erwuchs das national-kulturelle Sendungsbewußtsein der deutschen Bildungsbürger.³³ In den unergründlichen Tiefen der Vergangenheit

30 Zu den Definitionen territorialer und ethnischer Nationen vgl. Bader, Veit Michael: Rassismus, Ethnizität, Bürgerschaft. Soziologische und philosophische Überlegungen. Münster 1995, S. 88.

31 Rován, Joseph: Geschichte der Deutschen. Von ihren Ursprüngen bis heute. München–Wien 1995, S. 13 (zuerst erschienen als *Histoire de l'Allemagne. Dès origines à nos jours*. Paris 1994).

32 Zum Prozeß der Staatenbildung und besonders zu den Unterschieden im Entwicklungsgang zwischen England, Frankreich und Deutschland vgl. auch: Elias (wie Anm. 20), Bd. II, S. 123–311.

33 Von der Teilhabe an der politischen Herrschaft ausgeschlossen, angesichts einer ungeeinten, von Kleinstaaterei geprägten Nation und vor dem Hintergrund ökonomischer und sozialer Wandlungsprozesse, welche als Bedrohung interpretiert wurden, blieb dem Bildungsbürgertum letztlich nur die Flucht in eine zunächst an die Ideale der französischen Revolution anknüpfende national-liberale, später zunehmend national-konservative und chauvinistische Kulturkritik. Das nationale kulturelle Erbe, das ‚Volkstum‘, wurde so zu einer Defensivwaffe einer sozialen Schicht, für die mit der Aufklärung jenes Elend begonnen hatte, welches sich in Kapitalismus, Industrialisierung und Proletarisierung, Marxismus und Technisierung noch steigern sollte. Zu Recht hat Max Weber darauf hingewiesen, daß die Idee der Nation nicht nur von „nacktem“ Herrschaftsinter-

suchten diese nun die „Idee der Nation“ mit den Mythen gemeinsamer Abstammung oder Ursprünge zu untermauern. Man suchte nach die nationale Einheit begründenden historischen Fakten und bemühte sich, wie etwa Wilhelm Heinrich Riehl, „die organische Gesamtpersönlichkeit des Volkes (...) nach ihren natürlichen ethnographischen Grundzügen“ zu bestimmen.³⁴

Eine steile Karriere erlebte in diesem Zusammenhang der Terminus „Kultur“. Im Konnex mit den Selbstvergewisserungsprozessen innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft nahm dieser Begriff eine zentrale Position ein. In ihm kristallisierte sich, was die Identität des Volkes ausmachte.

„Wer ‚Kultur‘ sagte, bekannte gewissermaßen Farbe, bezog wissenschaftlich wie gesellschaftlich Position. Er sprach damit von seinesgleichen und von anderen, die mithin ‚anders‘ waren und ‚fremd‘ wurden, von Bildung und von Religion, von Geschichte und Nation, von Barbarei und Zivilisation – von gesellschaftlichen Werthorizonten also im Range von Glaubensbekenntnissen.“³⁵

Und gerade die Diskussionen um Grenzziehungen wurden wesentlich durch historisch-kulturelle Argumentationslinien und kulturell-missionarischen Eifer bestimmt. „Von dem Niemen bis zur Schelde und von der Eider bis zum adriatischen Meere“ versuchte Ernst Moritz Arndt die „eigenthümliche teutsche Art und Schöpfung“ nachzuweisen,³⁶ und Hoffmann von Fallersleben träumte, während er auf Helgoland in Verbannung lebte, von einem Deutschland „von der Maaß bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt“.³⁷ Kulturelle Aspekte, der Fundus der Werte, Symbole und Bedeutsamkeiten wurden dabei zur Legitimation konkreten politischen Handelns herange-

esse geprägt ist, sondern auch in „sehr intimen Beziehungen zu ‚Prestige‘-Interessen“ der Träger steht. *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie. Studienausgabe. 2. Bd. Tübingen 1956, S. 674–678, besonders S. 677–678.*

34 Zitiert nach: Bausinger, Hermann: *Volkskunde. Von der Altertumsforschung zur Kulturanalyse. Tübingen 1971, S. 55.*

35 Kaschuba, Wolfgang: *Kulturalismus. Vom Verschwinden des Sozialen im gesellschaftlichen Diskurs. In: Ders. (Hg.): Kulturen – Identitäten – Diskurse. Perspektiven Europäischer Ethnologie. Berlin 1995, S. 11–30, hier S. 17.*

36 Arndt, Ernst Moritz: *Der Rhein, Teutschlands Strom, aber nicht Teutschlands Gränze. Leipzig 1913, S. 71.*

37 So die seit Ende des Zweiten Weltkriegs nicht mehr gesungene erste Strophe der deutschen Nationalhymne.

zogen, bis hin zur Proklamation von Gebietsansprüchen und deren gewaltsame Durchsetzung.

Für die habsburgische Vielvölkermonarchie freilich waren Fragen des Nationalen und des Ethnischen nicht minder von Bedeutung. Allerdings hatten hier die zuständigen Deutungseliten – zumindest zeitweise – Positionen besetzt, welche nicht deutschem Kulturimperialismus und missionarischer Germanophilie das Wort redeten, sondern vielmehr die interethnischen Wechselbeziehungen aufzeigten. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts standen hier hoffnungsvolle Arbeitsansätze der Volkskunde, welche nicht eine a priori feststehende „Überlegenheit“ deutscher Kultur zu bestätigen trachteten, sondern die gegenseitige Beeinflussung der Kulturen innerhalb der gemeinsamen Siedlungsräume zu analysieren versuchten.³⁸ Der österreichisch-ungarische Ausgleich von 1867 darf als politischer Indikator für dieses Denken gelten. Aus dem liberalen Reformgeist und der neuen Freizügigkeit jedoch erwachsen neue nationalistische Ressentiments, vor allem, weil zahlreiche deutschsprachige Österreicher ihrer Führungspositionen verlustig gegangen waren.³⁹ Wie der Vielvölkerstaat gingen auch die fortschrittlichen Vorstellungen vom interethnischen Zusammenleben im nationalistischen Bluttausch des Ersten Weltkriegs unter, fielen neuen Grenzziehungen zum Opfer.⁴⁰

Für die Volkstumsideologen des 20. Jahrhunderts und ihre mehr oder minder „wissenschaftlichen“ Geistesverwandten spielten gera-

38 Vgl. Köstlin, Konrad: Volkskulturforschung in Grenzräumen. In: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde 33 (1990), S. 1–19, hier S. 7.

39 Vgl. hierzu auch: Rován (wie Anm. 31), S. 497.

40 Es wäre allerdings ein Fehler, anzunehmen, daß ethnisch-nationale Aufbrüche einseitig auf deutscher bzw. österreichischer Seite erwachsen sind. Vielmehr entdeckten vor allem Länder mit „fragwürdiger, oder bestrittener, gehinderter, gefährdeter, noch nicht erreichter oder noch nicht formulierter nationaler Definition“ den ethnisch begründeten Nationalstaat als anzustrebendes Ziel. Dies gilt über eine lange Epoche hinweg für Deutschland, aber eben auch für Rumänien, Bulgarien, Finnland, die Ukraine oder Serbien. Dagegen spielten derlei Kategorien in Ländern, wo das Nationale geklärt war, keine übergeordnete Rolle. Vgl. hierzu: Köstlin, Konrad: Das ethnographische Paradigma und die Jahrhundertwenden. In: *Ethnologia Europaea* 24 (1994), S. 5–20, hier: S. 10. Auf die unterschiedlichen Interessen, welche das habsburgische Kaiserhaus („universal-kaiserlich“) und das österreichische Bürgertum (partikular-national) mit dem Deutschen verbanden, hat Oscar Jászi hingewiesen. *The Dissolution of the Habsburg Monarchy*. Chicago 1929. Vgl. Anderson, Benedict: *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*. Frankfurt am Main/New York 1988, S. 89–90.

de die Grensräume eine herausragende Rolle: Einerseits konnte man in solchen kulturellen Rückzugsgebieten besonders zahlreiche Relikte alten (sprachlichen) Kulturgutes finden, andererseits sah man hier die Speerspitze der kulturellen Mission verortet. Nicht zuletzt aber boten solche Forschungen schließlich Anlaß zur Konstruktion neuer Herrschaftsansprüche außerhalb der politisch determinierten Grenzen. „Das seelische Rückgrat“ der ab 1938 folgenden „Entgrenzungen“ bot „ein Sendungsbewußtsein, das allmählich aus dem Religiösen ins Kulturelle und Zivilisatorische abgewandelt (erschien), immer aber seine Kraft aus einem großartigen gesamtvölkischen Zielbild, dem Drang nach dem Osten“ schöpfte. „Sprachlich, rassisch, nach Rechtsform, Sitte und Brauch oder nach der Gemeinschaftsgesinnung“ bestimmt, sollte der Krieg einen „geschlossenen Volksboden“ schaffen.⁴¹ Und wirklich: der Blick auf die Landkarte des Jahres 1941 zeigt ein nahezu grenzenloses *Großdeutsches Reich*. Doch, hatte am Anfang des Zweiten Weltkriegs die berühmte Filmszene vom Niederreißen eines polnischen Schlagbaumes durch Soldaten der Wehrmacht gestanden, so wurde das Bild vom Berliner Checkpoint Charlie zum Symbol für die Folge nationalsozialistischer Grenzüberschreitungen: der Spaltung der Welt.

Was sich im Laufe der Neuzeit als ethnisch begründeter Nationalstaat herausgebildet hatte, was den Zerfall der mittelalterlichen Ordnung zu bewältigen geholfen hatte, wurde in der Moderne radikalisiert, biologisiert und zu einer mörderischen „Blut-und-Boden“-Politik entwickelt. Die nationalistisch-rassistische Ideologie als psychologisches Substrat Nazideutschlands, als seelischer Füllstoff zwischen den Reichsgrenzen, mußte zwangsläufig dazu führen, den labilen „Indifferenzzustand von Defensive und Offensive“;⁴² der der Grenze zueigen ist, zu zerstören. Dabei leisteten die Volkstumsideologen nicht mehr, als den ethnisch-nationalstaatlichen Denkansatz konsequent zu exekutieren.

Hatte die Kategorie des Nationalen im Verlauf der Staatenbildung durchaus aufklärerischen Charakter gehabt und erst ermöglicht, daß sich größere Gemeinschaften innerhalb einer territorialen Organisation zusammenfinden konnten, so führte die ideologische Verschmelzung von Ethnozentrismus, postromantischer Naturphilosophie und

41 Boehm, Max Hildebert: Das Volkstum des Grenz- und Auslandsdeutschtums. In: Peßler, Wilhelm (Hg.): Handbuch der Deutschen Volkskunde. Bd. 1, o.O. 1935.

42 Simmel (wie Anm. 29), S. 695.

politischem Nationalismus geradewegs in die größte Katastrophe des Jahrhunderts.

Das neue Europa – Entgrenzung oder Begrenzung?

Bis zur Jahrhundertmitte hat das Konzept des Nationalen, welches fortschrittlich-revolutionäre wie reaktionäre und chauvinistische Elemente auf eigentümliche Weise mit Machtinteressen verbindet, für den Bestand der Grenzen und deren zumeist gewaltsame Verschiebungen sinnstiftend gewirkt. Spätestens nach dem Zweiten Weltkrieg, dessen Konsequenz unter anderem in neuen mörderischen Grenzen bestand, schien das Denken in nationalen Kategorien überholt, ja geradezu verwerflich zu sein. In den fünfziger Jahren – die Grenzlosigkeit des Nazi-Terrors war noch in den Köpfen präsent – besetzten junge, ‚europäisch‘ gesinnte und politisch engagierte Menschen, darunter spätere namhafte deutsche und französische Politiker, Grenzen und Grenzübergänge, demonstrierten auf diese Weise für ein grenzenloses, vereintes Europa. Der demokratische Aufbruch nach dem Ende der Diktatur, das Wirtschaftswunder, die aufkommenden multinationalen ökonomischen Verflechtungen und eine neue Weltoffenheit, die sich vor allem in touristischen Entgrenzungen und, um nur ein Beispiel zu nennen, dem Einzug der Pizzerien äußerte, ließ die Grenzen als Relikte einer untergegangenen Epoche erscheinen. Und dennoch hatte auch die Nachkriegsordnung eine ganze Reihe von Grenzen aufzuweisen, an welchen sich die Gemüter erhitzen: Dies gilt für die Oder-Neiße-Linie als deutsche Ostgrenze ebenso wie für die Westgrenzen der damaligen Tschechoslowakei und Ungarns, ganz besonders aber für den „antifaschistischen Schutzwall“, der Deutschland vier Jahrzehnte lang zwischen Ostsee und Erzgebirge und Berlin zwischen Blankenfelde und Alt-Glienicke durchtrennt hat.

Zwar hatten der Grundlagenvertrag zwischen Bundesrepublik und DDR sowie die Ostpolitik Willy Brandts im Hinblick auf eine größere Durchlässigkeit des „Eisernen Vorhangs“ viel bewirkt, und die Abschaffung der Grenzanlagen gehörte in die Sonntagsreden von Politikern aller Couleurs. Im Laufe der Jahrzehnte jedoch hatte man sich im Westen im Schatten von Mauer und Stacheldraht einzurichten begonnen. Die Grenzregionen entlang der Sperrgebiete galten lange Zeit als besonders ruhige, pittoreske kulturelle Reliktgebiete, in die

man nicht ungern in die Ferien reiste. Die „Zonenrandgebiete“ und die Grenzräume entlang der Zäune im Bayerischen Wald kamen in den Genuß von Sonderförderprogrammen, deren Verlust heute lautstark beklagt wird. Ungeachtet sporadischer spektakulärer Fluchtversuche oder wiederkehrender Schüsse im Sperrgebiet wurden die Ostgrenzen der Bundesrepublik zum Alltag und zur mentalen Normalität, nicht nur in den Grenzregionen selbst, sondern weit darüber hinaus.

Die objektiv inhumanen Grenzanlagen wurden zu einem wichtigen Faktor der Selbstlegitimation und Selbstvergewisserung einer moralischen Überlegenheit auf seiten der westlichen Staaten. Sperrgebiet, Minen und Selbstschußanlagen wurden zum „projektive(n) Andere(n) im eigenen Weltbild; zur Glaubenswahrheit verkürzt sollte(n) sie westliche Wertsysteme unhinterfragbar machen und relativierende Grenzgänge von vornherein ausschließen.“⁴³ Die gegenwärtige Sinnkrise des Westens als ein sich sukzessive entgrenzendes Bündnis resultiert nicht zuletzt daraus, daß dessen psychologischer Inhalt und seine zentripetal wirkenden seelischen Kräfte wesentlich auf den nunmehr verschwundenen unmenschlichen Ostgrenzen gefußt haben.

Nach den zu Recht bejubelten und gefeierten friedlichen Entgrenzungen haben wir offenbar nicht die erforderlichen psychischen Inhalte, um den erweiterten europäischen Raum zu füllen. Sowohl die „neue Weltordnung“ als auch das Antlitz des „europäischen Hauses“ bleiben äußerst vage Größen. Insofern ist es freilich eine Tragödie, daß den Grenzöffnungen nunmehr neue Grenzziehungen folgen. Wunder allerdings ist es keines – denn: Was sollte den in den Ostblockstaaten ritualisierten, lust- und inhaltslosen Bekenntnissen zum Internationalismus schon folgen als ein Rückfall in Nationalismus und Ethnozentrismus, wenn andere, neue Sinnstiftungen nicht in Sicht sind? Zu unserem Entsetzen beobachten wir seit 1990 fortgesetzt die – nicht immer gewaltsame, jedoch stets höchst problematische – Atomisierung von einst festgefühten Staatengebilden und die Retribalisierung Europas. Und dies nicht nur im zerfallenen Sowjet-Imperium und im zerschossenen Jugoslawien, sondern auch im westlichen Europa, welches sich gerade zur Vereinigung vorbereitete. In dem Moment, da hier die

43 Eisch, Katharina: Die Grenze: Gewalt und Freiheit im bayerisch-böhmischen Grenzraum. In: Brednich, Rolf W., Walter Hartinger (Hg.): Gewalt in der Kultur. Vorträge des 29. Deutschen Volkskundekongresses. Passau 1993. Bd. 2. Passau 1994, S. 595–605, hier S. 598.

Grenzen fallen, formieren sich die Gegner, muß der größte „Wirtschaftsraum der Welt“ eilig zum „Europa der Regionen“ umgedeutet, der grenzenlose Raum erneut zerstückelt werden.

In Ost und West proklamieren die Völker wieder verstärkt ihre kulturellen Eigenarten. Doch, was uns vordergründig so bunt-pittoresk erscheinen will, hat seine grausige Kehrseite in der Ausbildung neuer Mauern, in der Ausgrenzung des als „fremd“ Definierten. Mit der Wende zum Konservativismus, während und seit der Zeit des Thatcherismus sind ethnisch orientierte Gesellschafts- und Weltdeutungsmuster populär geworden. An die Stelle gesellschaftskritischer Ansätze treten weltweit zunehmend biologistische Modelle. Zwar argumentiert der bürgerliche Mainstream durchaus nicht rassistisch im Sinne der nationalsozialistischen Ideologie, doch ist an die Stelle genetischer Argumentationslinien jene von der „Unvereinbarkeit der Kulturen“ getreten.⁴⁴ Die kulturellen Unterschiede werden zur Begründung sozialer Ungleichheiten herangezogen. Sie sollen die Trennlinien zwischen reichen und armen Völkern, zwischen wohlhabenden Einheimischen und mittellosen Immigranten legitimieren. Die Freude am kulturellen Anderssein der anderen, das unsere Fernreisen so reizvoll macht, und das wir auf den Folkloreshows beklatschen, hat in unserem von verschärften Verteilungskämpfen geprägten Alltag seine widerliche Fratze.

Selbstverständlich hätten auch Türken ein Recht auf Heimat, äußerte unlängst Bayerns Ministerpräsident Edmund Stoiber, um schließlich hinzuzufügen: „aber doch bitte in Anatolien“. „Kultur und Boden“ lautet die Formel mit der man die Konflikte der Gegenwart zu bannen trachtet, mit der man den „Asylantenströmen“ Dämme entgegensetzen will und mit der man die Angst vor Globalisierung und Vernetzung zu verdrängen trachtet. Am Ende des 20. Jahrhunderts wännen sich die westlichen Industrienationen im „Belagerungszustand“, fürchten um den Bestand ihres Selbstbildes und Selbstbewußtseins durch die Internationalisierung. Die Emotionalität, mit welcher in Deutschland etwa der Verlust der D-Mark im Zusammenhang mit der europäischen Währungsunion beklagt wird, macht dies eindrucksvoll deutlich.

Einmal mehr wird in Europa aber auch „ethnisch gesäubert“, und einmal mehr dienen ethnisch-nationalkulturelle Kategorien für die neuen Grenzziehungen als Folie. In allen Bereichen der Warenästhe-

44 Vgl. Kaschuba (wie Anm. 35), S. 22.

tik finden wir heute Zitate des Ethnischen – dies reicht bis in die sonst so internationalen Jugendkulturen hinein. Gegen die neue Offenheit in Europa, so scheint es, wird ein trotziger „mir-san-mir“-Habitus gesetzt. Offensichtlich mußten den Entgrenzungen innerhalb der Europäischen Union neue – psychische und kulturelle – Grenzssetzungen gegenübergestellt werden, um die politischen Intentionen durchsetzbar zu machen. „Erdäpfelsalat bleibt Erdäpfelsalat“ wurde zum ebenso griffigen wie symptomatischen Slogan im Vorfeld der EU-Volksabstimmung in Österreich.⁴⁵

Wo am 27. Juni 1989 der damalige österreichische Außenminister Alois Mock gemeinsam mit seinem ungarischen Amtskollegen Gyula Horn den Stacheldraht durchtrennt hat, bewachten schon kurze Zeit später bewaffnete Bundesheer-Soldaten die zuvor euphorisch geöffnete Grenze. Zeit seines Bestehens von „unserer“ Seite aus kritisiert, scheint der „Eiserne Vorhang“ für „uns“ erst nach seiner Demontage wirklich gefährlich geworden zu sein. Seither schwappt „herüber“, was wir gerne geneigt sind zu verdrängen, was wir innerhalb unserer Grenzen nicht wahrhaben möchten: Armut, Krankheit, Drogen und Kriminalität. Die Öffnung der Grenzen nach allen Richtungen kam unvorbereitet, schuf neue Ängste, deren Bewältigung nach überkommenem Muster versucht wird: „Nation und Ethnie, nationale und ethnische Abschottung bieten auch heute, auf den ersten Blick, viele Vorteile. Sie erklären infrastrukturelle, ökonomische Schwierigkeiten als Folgen der Fremdherrschaft (...). Die Realität wird damit (jedoch) nur verzerrt erklärt und die Lösung der inneren Probleme verhindert.“⁴⁶

Welche alternativen Weltdeutungsmuster, welche zentripetal wirkenden Sinnstiftungen aber hat das neue Europa anzubieten? Nach dem Ende der „großen Utopien“ – und das geeinte Europa gehört, gemäß dem Tenor der öffentlichen Kritik, genau dazu – bleibt offenbar nur die Flucht in die nationale oder regionale Einsiedelei. Von der Grenzöffnung infolge des Schengener Abkommens, vom Binnenmarkt, habe bislang – so eine verbreitete Erfahrungsperspektive – nur

45 Köstlin, Konrad: Lust aufs Ganze. Die gedeutete Moderne oder die Moderne der Deutung – Volkskulturforschung in der Moderne. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 98/NS XLIX (1995), S. 255–275, hier S. 257; Löffler, Klara: Zum Beispiel Erdäpfelsalat. Variationen zum Thema Nationalisierung. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 100/NS LI (1997), S. 35–53.

46 Köstlin (wie Anm. 40), S. 17.

die Wirtschaft profitiert, welche ohnehin längst global organisiert ist. Der ‚kleine Mann‘ indessen gehe seines subjektiven Sicherheitsgefühls und seiner Orientierung verlustig. Brauchen wir also doch Grenzen, gehört die Grenzsetzung am Ende nicht doch zu den biologisch bedingten „menschlichen Urbedürfnissen“?

Einmal mehr geht es im Zusammenhang mit den aktuellen „Entgrenzungen“ um die Wahrung von Besitzständen. Die starren Grenzen der Nachkriegszeit garantierten – retrospektiv betrachtet – ein hohes Maß an Stabilität. In ihrem Schatten ließ es sich bequem leben, die Konfrontation mit den real existierenden Mängeln jenseits der Ostgrenzen war stark eingeschränkt. Die Öffnung dieser Grenzen führt uns die Notwendigkeit des Teilens vor Augen, macht deutlich, daß wir als die „Sieger“ des kalten Krieges auch Verpflichtungen zu übernehmen hätten. Neue Grenzziehungen sollen uns vor dem materiellen Verlust, der mit dem Teilen stets verbunden ist, schützen. Im Verlauf der Geschichte haben wir gelernt, die Grenzen, welche die Besitzverhältnisse an Grund und Boden sowie an den daraus resultierenden Gütern zementieren, zu respektieren. Die Grenzen nun zu öffnen, macht Angst, erregt geradezu zwangsläufig Widerständigkeit, besonders in jenen Schichten, deren sozialer Status ohnehin instabil ist oder die mit der Europäisierung der Ökonomie eine Nivellierung nach unten zu befürchten haben.

Zugleich aber berührt die Frage der fallenden Grenzen im geeinten Europa auch die Frage der Souveränität, der politischen Handlungsautonomie, welche, bislang an ethnisch-nationale Kategorien gebunden, nunmehr zunehmend an „fremde Freunde“ abgegeben werden müssen. In Dänemark entwickelte sich angesichts der Aussicht auf die Abschaffung der Kontrollen an den Übergängen nach Deutschland jüngst eine heftige öffentliche Debatte um Sinn und Unsinn der EU-Binnengrenzen, in der Søren Kraup, profiliertes Streiter der dänischen Rechten, auf den Punkt brachte, was viele Menschen innerhalb der Union bewegt: „Die Sache ist doch äußerst einfach, denn sie dreht sich darum, ob Dänemark auch in Zukunft ein selbständiges Land mit eigener Grenze sein wird oder eine Provinz der EU.“⁴⁷

Die reale politische, administrative und ökonomische Entwicklung in Europa schreitet den Abstraktionsfähigkeiten der Gesellschaften weit voraus. In kommunikationstechnischer und vor allem ökonomi-

47 Die Zeit, 20. Mai 1998.

scher Hinsicht ist die „Weltgesellschaft“ schon Realität. Der Bezug auf räumliche Aspekte wird in diesem Zusammenhang problematisch – „der Makrohorizont der Raumbezogenheit sozialen Handelns (wird) unbestimmter“.⁴⁸ Diese Erkenntnis jedoch verleiht der Frage nach dem „psychologischen Füllstoff“ des Territoriums, welches das „neue Europa“ werden soll, nur noch zusätzliche Brisanz. Welche Identität soll die Menschen und damit die Territorien zwischen Lappland und Sizilien, zwischen Atlantik und Oder-Neiße-Linie – oder besser, noch darüber hinaus – füllen? Die Akzentuierung der EU als ein „Markt-Europa“ alleine kann auf die Dauer die einzige Sinnstiftung nicht sein, sind es doch gerade die Sinndefizite im Hinblick auf den europäischen Gedanken, welche für die Beharrung breiter Schichten auf den Grenzen innerhalb Europas verantwortlich sind.

Das „gemeinsame Haus“ besteht bislang aus einem Zusammenschluß noch immer stark ethnisch und national definierter territorialer Herrschaftseinheiten, der stets ein bißchen an das verblichene Habsburgerreich, die zerbröselte Sowjetunion und das geborstene Jugoslawien gemahnt. Freilich lassen sich diese politischen Systeme schwerlich mit den Strukturen innerhalb der EU vergleichen, doch ist ihnen allen gemeinsam, daß sie die Kategorie des Ethnischen gegenüber einer „höheren Idee“ hintangestellt haben. Und, das lehrt uns die Geschichte, je weniger diese Ideen im kollektiven Bewußtsein verankert waren, je weniger Vorteile die Individuen aus diesen Ideen ziehen zu können glaubten, desto stärker wurde schließlich wieder die Orientierung an ethnischen und nationalen Leitbildern.⁴⁹ Daß das multikulturelle Habsburger-Imperium im Blutbad des Ersten Weltkriegs unterging, daß in den poststalinistischen Staaten heute überall der Nationalismus blüht und Pogrome gegen ethnische Minderheiten abgehalten werden, liegt vor allem darin begründet, daß sich die zusammenhaltstiftenden „höheren Ideen“ in der Praxis vielfach als

48 Konau, Elisabeth: Raum und soziales Handeln. Studien zu einer vernachlässigten Dimension soziologischer Theoriebildung (= Göttinger Abhandlungen zur Soziologie 25). Stuttgart 1977, S. 9.

49 Hierbei ist freilich zu bedenken, daß Europa aus der Perspektive unterschiedlicher sozialer Schichten und vor dem Hintergrund unterschiedlicher Bildungsniveaus stark divergierend wahrgenommen und beurteilt wird. Während die tendenziell höher gebildeten Gruppen mit höheren Einkommen vor allem die Chancen und Vorteile der Union akzentuieren, fürchten die einkommensschwächeren und eher weniger ausgebildeten Gruppen in erster Linie Bedrohungen durch die Integrationspolitik.

heiße Luft erwiesen haben. Was aber wird aus Europa, wenn sich das hohe Ideal der Einigung einer breiten Basis in der Bevölkerung der Mitgliedstaaten ebenfalls als „Luftnummer“ erweisen sollte?

Und diese Vision ist so unbegründet nicht: In Österreich erhielten die Pro-Europa-Parteien, gut zwei Jahre nachdem bei der Volksabstimmung über den Beitritt des Landes zur EU eine große Mehrheit für Europa votiert hatte, vom Wähler eine schallende Ohrfeige. Ökonomische und soziale Probleme, die mit dem Beitritt nicht notwendigerweise in Beziehung stehen, wurden hier unter dem Einfluß der antieuropäischen Polemik der Freiheitlichen Partei kurzerhand mit der EU-Mitgliedschaft kurzgeschlossen. Im Verlauf von nur zwei Jahren hat sich das österreichische Bild von Europa grundlegend gewandelt. Das Ideal „Europa“ kann hier in der Bevölkerung nicht so stark verwurzelt gewesen sein! Welche Zukunft aber hat die Union, wenn sich deren Image auch andernorts verschlechtert und wenn schmerzhaftes Sparprogramme in Zusammenhang mit der gemeinsamen Währung und der europäischen Fiskalpolitik gebracht werden?

Die einseitige Konzentration der Politik auf die ökonomische und finanzpolitische Einigung Europas hat dazu geführt, daß weite Teile der Bevölkerung Europa heute fast ausschließlich unter dem Aspekt der gemeinsamen Währung betrachten. Wenn aber nun die Währungsunion aus der Sicht der Menschen eher Nachteile als Vorteile bringt, so birgt gerade die rasch vorangetriebene gemeinsame Währung die Gefahr eines Aufbrechens überwunden geglaubten Denkens!

Es ist gewiß richtig, daß – wie Helmut Schmidt in einem offenen Brief an Bundesbankpräsident Tietmeyer schrieb – die wirtschaftlichen Verhältnisse in den deutschen Staaten des Jahres 1875 so unterschiedlich waren, wie es die derzeitigen in Europa sind.⁵⁰ Der entscheidende Unterschied besteht jedoch darin, daß eine gemeinsame Währung in der bis anhin von Kleinstaaterei – also von zahlreichen Grenzziehungen – geprägten ethnischen Nation Deutschland einen politischen Schritt in Richtung auf die im Konsens erstrebte nationale Einheit bedeutete. Den preußischen und den badischen Bildungsbürger einten seinerzeit die Vorstellungen von der ethnisch-nationalen Gemeinsamkeit. Den holsteinischen und den andalusischen Arbeitnehmer von heute eint zunächst nicht viel mehr als die Sorge um den eigenen Arbeitsplatz, von dem beide glauben, er ließe sich nur im

50 Die Zeit, 8. November 1996.

Wettbewerb gegeneinander und damit durch das Aufrechterhalten bzw. Verschärfen von Grenzen erhalten.

Schon 1998 gingen die sozial Bedrängten innerhalb der EU wegen der gemeinsamen Euro-Währung auf die Straße, während manch Bessergestellter mit dem Kofferchen in die Schweiz reiste. Den einen zu restriktiv, den anderen zu wenig stabilitätsorientiert erschien die europäische Finanzpolitik im Vorfeld der Währungsunion. Und dieser Interessengegensatz besteht nicht nur zwischen dem sozialen Oben und Unten innerhalb der einzelnen Nationen, was zu verkraften und politisch zu regeln wäre, sondern zwischen den Staaten und Völkern, was prekär erscheint, weil es soziale und ökonomische Aspekte an nationale und ethnische koppelt. Zu Recht hat der deutsche Altbundeskanzler in seinem Plädoyer für den Euro seine Sorge vor wilhelminischer Großmannsucht im europäischen Haus geäußert. Was aber wird passieren, wenn es auch nur einem Teil der um ihr Erspartes bangenden deutschen (und gleichermaßen österreichischen) Mittelschicht so erscheint, als habe man aus europapolitischen Erwägungen ihre Notgroschen verspielt? Welche Konsequenzen wird es haben, wenn etwa im Süden der Union der Eindruck entsteht, daß auf Kosten von Arbeitsplätzen und Sozialstandards zugunsten des Nordens eine harte Währungspolitik realisiert wird?

An der Schwelle zum vereinigten Währungsraum rächt es sich, daß das neue Europa keine oder zuwenig zentripetal wirkende Sinnstiftungen anzubieten hat, die zu einer Überwindung der Grenzen (einschließlich der Währungsgrenzen) geeignet sind. Nach dem Ende der ‚großen‘ Utopien – und das vereinte Europa zählt, so läßt sich die öffentliche Kritik interpretieren, leider dazu – bleibt für viele offensichtlich nur mehr die Forderung nach neuen Begrenzungen. Von den Grenzöffnungen infolge des Schengener Abkommens, vom Binnenmarkt, haben bislang – so eine verbreitete fatale Erfahrungsperspektive – nur Wirtschaft und Verbrechen profitiert, welche beide ohnehin längst internationalisiert sind. Der ‚kleine Mann‘ indessen fürchtet die wachsende Macht von Wirtschaft und Verbrechen.

Im Verlauf eines historischen Prozesses haben wir gelernt, Grenzen, welche die Besitzverhältnisse an Grund und Boden und den daraus gewonnenen Gütern zementieren, zu respektieren. Wir haben gelernt, die Demarkationslinien zwischen den ethnisch bestimmten Nationen hochzuhalten, und die Erfahrung gemacht, daß wir innerhalb dieser Grenzen zu Wohlstand gelangen können. Diese Grenzen

nun zu eliminieren – und auch die Vereinheitlichung der Währungen ist eine Entgrenzung – macht Angst und erregt geradezu zwangsläufig Widerstand, besonders in den Bevölkerungsgruppen, deren sozialer Status ohnehin instabil erscheint.

Im Verlauf der gesellschaftlichen Modernisierung haben wir die nationalen Grenzen und die Vorstellungen vom ethnischen Diesseits und Jenseits hoch internalisiert. Generationen sind wegen dieser Grenzen in mörderische Kriege gezogen. Daß die Grenzen in den Köpfen vor dem Hintergrund aktueller politischer Prozesse nicht einfach verschwinden können, darf nicht verwundern.

Die kurzfristige Perspektive der Politiker, die sich momentan insgesamt als „europhil“ erweisen, läßt außer Acht, daß sich die Einstellung der Bevölkerung gegenüber der EU rasch verändern kann, und daß sich infolgedessen auf künftigen EU-Gipfeln andere persönlich-programmatische Konfigurationen ergeben könnten. Persönliche Freundschaften zwischen Kohl und Mitterand bzw. Chirac, zwischen Schröder und Blair, sind noch keine Garantie für langfristige stabil-freundschaftliche Beziehungen zwischen dem deutschen und dem französischen Volk.

Vor diesem Hintergrund wird die Frage nach dem ‚psychologischen Füllstoff‘ des Raumes, der das künftige Europa werden soll, zunehmend wichtig. Die hoch internalisierten ethnisch-nationalen Denkmuster und die Grenzziehungen im Kopf können nur überwunden werden, wenn über die zentripetal wirkenden seelischen Inhalte innerhalb des zu schaffenden neuen Raumes breiter Konsens besteht. Wie aber sollen diese konsensbildenden Inhalte überhaupt heißen? In dieser Hinsicht leiden wir unter einem gewaltigen Defizit!

Die im historischen Prozeß erlernten Kategorien des Nationalen und Ethnischen machen auch heute noch (oder wieder) ein für viele attraktives Angebot. Sie helfen infrastrukturelle, ökonomische Schwierigkeiten als Folgen der Fremdherrschaft zu interpretieren und von den tatsächlichen Ursachen abzulenken. Die von Volkes Denken entrückte ‚große‘ Politik ignoriert solche Tendenzen allzuoft. Schon einmal aber stand am Ende einer Rhetorik, die das angebliche Diktat der Fremden strapaziert und das soziale Elend der breiten Masse mit dem Vertrag von Versailles begründet hatte, eine entsetzliche Entgrenzung. Es ist die Pflicht der politisch Verantwortlichen von heute, dafür Sorge zu tragen, daß auch noch nach Jahren niemand erfolgreich damit argumentieren könnte, die Integration, also etwa die Verträge

von Schengen oder Maastricht hätten ein Volk oder auch nur einen Teil davon ins Elend gestürzt.

Wenn es an der Schwelle zum 21. Jahrhundert wirklich zu einem geeinten Europa kommen soll, so werden die Grenzen entscheidende Faktoren bei dessen Konstitution werden. Hier geht es um den Balanceakt zwischen *Entgrenzung* und *Grenzziehung*, zwischen *Eingrenzung* und *Ausgrenzung*, auf daß anstelle der alten Grenzen nicht neue Barrieren zwischen Nationen und Völkern – also zwischen Menschen – errichtet werden. Vor allem vom Umgang mit Grenzen wird es in Zukunft abhängen, welche Gestalt das gemeinsame Europa annehmen und ob es überhaupt ein gemeinsames Europa wird. An den Grenzen entscheidet sich, ob wir in der Lage sein werden, von den überkommenen Vorstellungen von Sicherheit und Besitzstandsdenken abzuheben, oder ob wir nur unselige Traditionslinien fortzeichnen. Vor allem aber werden wir die äußere Begrenzung dessen, was nun entstehen soll, mit Sinn, mit zentripetal wirkenden psychologischen Kräften füllen müssen.

Peter F. N. Hörz, About Borders. An Ethnographic-Sociological Perambulation in the "European Home"

Almost a decade has passed since the opening of Central and Eastern Europe. The Schengen Agreement guarantees freedom of movement throughout the EU to its citizens, and in cash-free transactions the Euro is already in use. But the disappearance of borders is not creating only joy. At the same time that national frontiers blur and a development called "globalization" takes place, fences and walls are again being strengthened. At least in peoples' spirits and psyches, border lines are again being drawn. Borders have played an important cultural role in history for too long to permit a politically and economically willed lifting of borders to be immediately successful.